Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 47

Artikel: Farben

Autor: Schilling, Helmut

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-648667

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zahlreiche Wasserläufe und Kanäle, in denen sich weißes, wunderlich geformtes Gewölk widerspiegelt, durchziehen das Land. Ein leichter Wind bläht die Wolken zu feinen Segeln auf — um die Fahrt über eine Märchenwelt zu beschleunigen. Wie reizvoll und schön sind solche friedlich plätschernden Wasserläufe; das klare Wasser auf dem morigen Untergrund bildet einen wirksamen Kontrast zu dem satten Grün der Wiesen. Die Ränder sind eingesäumt von kleinen Blümlein — aus tausend hellblauen Aeuglein schauen sie uns an — es ist das Vergißmeinnicht — und um ihre Blüten tanzen die Libellen und führen in den buntschillernsten und zartesten Farben einen Reigen auf.

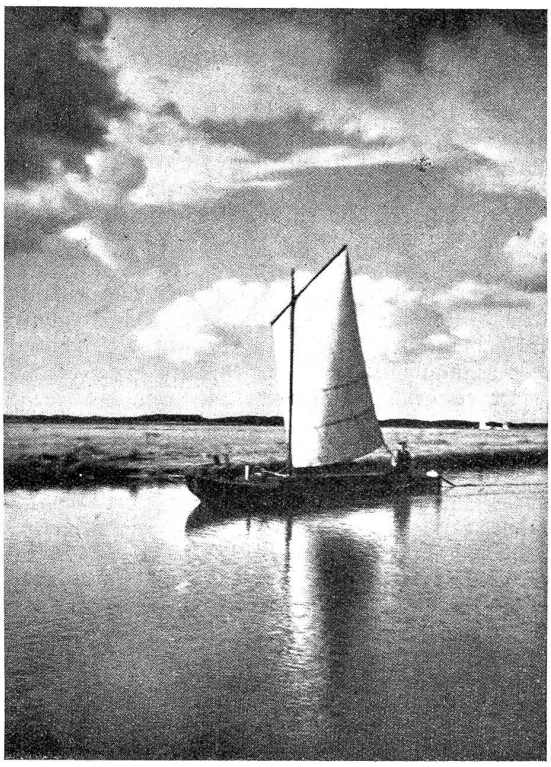
Graugrün schimmernde und zerfahrene Wege biegen und krümmen sich, einige vereinzelt stehende Föhren geben der Landschaft eine besondere Note — und dann breitet sich vor uns das unendliche, schöne, romantische und wasserreiche Teufelsmoor aus. Ein Tor öffnet sich zu seinem märchenhaften Reich.

Wie über einen Teppichpolster gleiten unsere Schritte dahin und sinken tief im pulvrigen Braun der Moorerde ein. In dieser Einsamkeit sind wir jedoch nicht allein. Unzählige Bienen summen und bringen den Honig heim. Kleine bunte Käfer kreuzen unseren Weg — das knackende und raschelnde Geräusch der dahinschlüpfenden Eidechse läßt uns für einen Augenblick erschrecken — da — — — dicht am Weg, der schlanke Kopf eines Rehbocks.

Pyramidenmäßig ist der schwarze und braune Torf zum Trocknen aufgeschichtet, wir treffen hier noch vereinzelt die ureignen, strohgedeckten Moorkaten an, in der Mitte die offene Feuerstelle; hier knistert und glimmt der Torf — der Rauch breitet sich über die ganze Diele und trägt durch seinen eigenartigen, angenehmen Geruch zu einer ganz weihevollen Stimmung bei.

Einzigartig diese Landschaft, einzigartig dieser Menschenschlag — zuerst wortkarg, aber dann werden auch sie zugänglicher. Wir können sie beim Arbeiten im Moor beobachten, sie erzählen uns dabei so manche Sage, die sich im weiten Teufelsmoor abgespielt haben soll; dann loben sie die Einsamkeit und doch Schönheit ihrer Heimaterde; und aus allem spricht: Die Liebe zur Scholle, mit der sie so eng verwachsen sind.

Gleichmäßig werden die Moorkähne mit Torf beladen, die Segel gespannt und in einer ruhigen Fahrt gleiten lautlos die typischen Boote durch das Wasser; hinten im Kahn sieht man die kräftige, knochige Gestalt des Moorbauern — und langsam — — ganz langsam geht es dem Ziele zu — Vegesack oder Bremen, wo die Erträgnisse der langen und schweren Arbeit in klingende Münze umgewandelt werden.



Moorsegler auf der Hamme bei Worpswede.

Farben.

Zur Ausstellung Amiet — Hopf — Böhlen.

Cuno Amiet, dessen Namensinitialen C. A. auf den Bildern moderner Kunstepoche schon bald so bekannt und sich selbst bewertend wirken wie etwa diejenigen eines Dürer (A. D.), nimmt mit seinem Werk für einige Wochen die Hauptsäle der Berner Kunsthalle in Besitz. Die Selbstbewertung lautet: Alle Gegenstände, Form und Farbe tragend, gebe ich nur dann lebendig wieder, wenn sie das innerlich glühende Leben in einer zweiten Glut — der Bespiegelung, Betastung, Beleuchtung von außen her — sichtbar werden lassen. Der Wichtigste unter den Außenstehenden, die eine Atmosphäre um den zu schildernden Gegenstand wirken, ist Amiet selbst. Die Liebe und Intensität, mit der er während der Arbeit das Objekt umgibt, verleiht warme und satte Farbigkeit der Anschauung; der Pinsel tupft Reflexe, die nur von einem stets jugendlich bleibenden Betrachter und Künder wahrgenommen werden — Reflexe, deren wohlverteiltes Maß neben dem Künder auch den eminenten Könner verraten. Der blaue Schimmer überm Haar, der silberne auf den Fingernägeln, der elfenbeinerne auf den Zähnen, ein Glutgestirn, eine leuchtende Blume oder ein blitzender Schmuck: solche Akzente, nur ein Zehntausendstel des ganzen Bildformats einnehmend, vermögen die an sich schon ungeheuer farbsatten Gemälde in eine Lebendigkeit zu rücken, die großes Staunen auslöst. Diese glücklichen Ueberbetonungen erreichen, daß der Beschauer die übrige Farbfülle nur als Grundtöne auffaßt, wo sie eigentlich selbst schon eine Aneinandergliederung starker, mächtiger Farben ist.

Hat Cuno Amiet bisher mit schöpferischer Sinnenfreudigkeit das gewaltige blühende Bilderbuch der Natur geschrieben — ein Bilderbuch für die reifsten Leser, durchwogt von den roten, gelben, blauen Farben, bereichert durch grelle und doch wieder stark variierte Komplementärfarben, behaucht von Sonnenglut oder Frost, Reife oder jung keimendem Leben — so hat der Künstler in der diesmaligen, die Hauptwerke der allerletzten Jahre umfassenden Ausstellung den Schritt mehr ins Pariser Häusermeer und ins Atelier getan. Nicht mehr direkt aus dem Himmel fallen die belichtenden Strahlen, sondern mehrheitlich durchs Fenster geworfen, von blankem Boden reflektierend, aus Glas und Metall und nicht zuletzt aus des Malers eigenem Auge auf das Objekt gelenkt. Dieselben Farben sind also wieder da, nur nicht immer ganz bloßliegend, sondern von feinem Zimmerhauch überdeckt. Wunderbar, wie kräftig sie in ihrer neuen Einkleidung noch wirken, wie selbstverständlich sie aus Portrait, Maske, Kostüm leuchten! Amiet, der stets junge Motivfinder und Formsucher, legt in den grauen Boulevard zwei, drei Farbtöne, und das graue Bild ist ein farbsprechendes Gemälde; er pflückt aus seiner Landschaft einige Blumen oder Zweige, und die prächtig gestaltete Wiedergabe macht aus Blume und Zweig einen ganzen Frühling oder Sommer.

Wie immer in der großen Kunst, gelingt auch in Amiets Werk die Bindung von Korrektheit und Mut. Die Korrektheit des Zeichnerischen wirkt nie beengend, weil der Mut

der Farbgebung darüber liegt. Eine ganze Reihe seiner kleineren Bilder ist in Enkaustik, der schon im alten Aegypten bekannten Malweise, „durch Hitze Farben auf Holz zu befestigen", geschaffen. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß eine weitere Bilderschau in der Kunsthalle, Proben des Abessiniers Heilu Suag, in umgekehrtem Verfahren vorwiegend europäische Farben für typisch ostafrikanisch-primitive Malerei zeigt. Eine kurze Epoche zurück verwendeten die Abessinier in der Hauptsache noch eigene Farben: Weiß = zerriebener Marmor, Grün und Rot = spezielle Erde, Schwarz = gerösteter Weizen, Gelb = Eier, Blau = wilde Blumen. Die über- und nebeneinander gestaffelten Bildkompositionen aus dem Gebiet von Jagd, Legende und Kaisergeschichte führen den Betrachter in ein noch sehr rückständiges Kunstschaffen, dem außer der Wiedergabe einer erregenden Handlung wiederum die Farbe, und zwar eine möglichst krasse, sinnfällige Farbe wesentlich erscheint.

Fred Hopf trägt mit der hohen Ehre auch die schwere Aufgabe, sich als Ausstellungspartner unmittelbar neben Amiet durchzusetzen. Er tut es geschickt mit Darbieten liebevoll aufgesuchter und ebenso dargestellter Motive. Seine Vorlagen sind weniger eigenwillig gewählt, finden aber schon als solche Billigung schaufreudiger Naturfreunde: idyllische Ausschnitte vom Thunersee, Blumen und Bauerntypen. Auch er trachtet nach Farbbuntheit, die er aber im Stimmungsmäßigen, weniger in charakterisierender Prägung zu einer Einheit zusammenzuzwingen sucht. So legt er gerne übers helle Blau von See und Schnee und übers helle Grün von Wiese und Baum den violetten Schimmer, gerade diese Farbe, die einen Bildgehalt so prächtig verinnerlichen, aber auch verniedlichen kann. Seine Bilder zeugen von der großen Güte, mit der jeder Künstler an sein Werk herangehen sollte; kommt zu ihr noch eine größere Härte und Strenge, wird die Güte im straffen Werk noch eindringlicher wirken.

Max Böhlen scheut sich nicht, diese Härte im Erlernen der Technik an zahlreichen Zeichnungen und Studien, die bis ins Jahr 1925 zurückreichen, wahrnehmen zu lassen. Schwarz-weiß ist seine Kunst, die bestrebt ist, ohne Farbgebung einen Körper aus dem Hintergrund herauszuheben. Die Studienblätter bürgen für sichere Grundlage kommender getönter Fassungen; die Landschaften — Bilder von Korsika und Langeoog — zeigen zweitönige, in Gelb-Grün gehaltene Farbgebung und sind selbst eher als Zeichnung denn als Malerei anzusprechen. Böhlen ist diesmal unter den vier Ausstellern der Zeichner, dem die Farbe nicht als unbedingt notwendiges Mittel zur Gesamtdarstellung erscheint und der durch den Kontrast zu den andern Partnern deren und seine eigene Besonderheit erst richtig ins Licht treten läßt; ein Vervollkommner dieser sehr schönen Ausstellung.

Helmut Schilling.

Der Minneritter auf dem Lande. Erzählung von Meinrad Lienert. 3

(Copyright by Sauerländer & Co., Aarau.)

Der Heubergstöffi wurde wie ein Junger. Er zeigte vor Freude beständig seine zwei vorstehenden Schneidezähne und sagte mit bebender Stimme: „Maitli, Schatz, Beni, überleg's, überleg's! Du sollst es bei mir haben wie eine Maus im Mehl. Ich lasse dir eine nagelneue Himmelbettstatt machen, und in der Niedel sollst du dich baden können. Und eine Hochzeit müßte sein ... Maitli, Beni, nimm mich, nimm mich! Gib mir einen herzhaften Schmatz als Draufgeld!"

Er hatte sich hinter dem Ofen hervorgemacht und wollte sie mit beiden Armen umfangen. Doch sie hielt ihn ruhig von sich ab, lachte wie ein Erzschalk und sagte dann aber, ihn ernsthaft ansehend: „Stöffi, Stöffi, Ihr schießt ja los wie eine Kanonenkugel. So im Galopp möchte ich denn doch nicht geheiratet werden. Und dann, Ihr müßt mir's nicht zürnen, aber 's ist mir, Ihr könnet noch nie recht in den Spiegel geschaut haben; sonst müßtet Ihr gleich selber einsehen, daß ich einen so bartstoppeligen Mund, in dem überdies zwei Schaufelzähne stecken, nicht herzhaft küssen dürfte. Ich müßte ja fürchten, Ihr tätet mich anbeißen."

Sie eilte neben das Uhrgehäuse, nahm ein Spieglein von der Wand und ließ ihn hineinblicken. „Da seht Ihr's!" Nun müßt ihr doch gewiß selber sagen, daß Euer Mund nicht zum Küssen gemacht ist, sondern schon mehr zum Haselnußaufbeißen."

Er lächelte seltsam. „Maitli", machte er, „zum Narren mußt mich nicht halten."

„Das tu ich auch nicht", sagte sie, das Spieglein wieder an die Wand hängend; „Ihr könnt ja machen wie ihr wollt; aber einen Liebsten mit solchen Zahnschaufeln könnte ich nicht herzhaft küssen."

Zornig, etwas vor sich hin brummend, erhob er sich und trampte heimzu. Kaum war er außer dem Hause, brach das Holderbeni in ein tolles Lachen aus.

Aber nach ein paar Tagen erschien der Stöffi unversehens gegen Abend wieder im Holderwirtshaus. Das Beni verwand beizeiten ein Auflachen; er hatte sich sogar sauber rasiert. Den ganzen Abend trieb sie mit ihm ihren Uebermut; doch er schien sich bei ihren Späßen, auch wenn sie nicht immer von Seide und Samt waren, vortrefflich zu verkurzweilen. Als er jedoch zuletzt gar wieder angriffig wurde und versuchte, sie zu küssen, sagte sie, ihn lachend abwehrend: „Beißt mich, ums himmelswillen, nicht in die Nase; sie ist ja kein Tannzapfen, und Ihr seid kein Eichhörnchen, obwohl Ihr's den vordersten zwei Zähnen nach sein könntet."

Das kränkte ihn; er setzte sich an den Tisch, schlückelte verdrossen seinen sauren Wein und zog den Schweinsbeutel heraus. Brummig begann er sein Pfeifchen zu stopfen, wobei er das Holderbeni immer mit suchenden mißtrauischen Augen anschaute. Sie hatte sich ans Spinnrad gemacht. Fleißig trat sie ihr Rädchen, zog mit ernsthafter Miene ihre Fäden und sah den Alten mit keinem Auge an.

Und als nun sein Pfeifchen voll war und ein dicker Rauch von ihm ging, stand er langsam auf und sagte: „Beni, du magst es nun meinen, wie du willst, du sollst sehen, wie ich dich wohl mag. Und nun leb gesund! Und wenn ich wieder komme", machte er mit steigender Stimme, „wenn ich wieder komme, sollst du mir dann aber den Kuß nicht ab sein!"

Schweren Schrittes, in einen wahren Landnebel eingehüllt, machte er sich aus der Wirtsstube.

IV.

Es war ein schöner Sommertag. Da begab sich der Heubergstöffi brummend und summend auf den Weg zum Bader. Es dauerte ziemlich lange, bis er endlich ins Dorf Ennetbirgen gelangte.

Erst mußte er in einem Gasthause vom stundenlangen Marsch etwas ausruhen und eine Stärkung zu sich nehmen. Die Rechnung, die ihm der Wirt für das einfache Mittagessen machte, ärgerte ihn gar sehr, und mit großem Mißvergnügen ging er darnach zum Dorfbarbier. Der schor nicht nur die Bubenköpfe so kahl, daß sie wie lebendige Kegelkugeln in den Gassen herumfuhren, sondern er ließ auch den dickblütigen Bauern zu Ader, setzte den zu leichtblütigen Weibern Schröpfköpfe an und riß mit anerkannter Handsamkeit kranke Zähne. Etwa auch gesunde, da er sich